



Ulrike  
Edschmid  
Ein  
Mann, Roman  
der  
fällt

Suhrkamp

**SV**



**Ulrike  
Edschmid**

**Ein  
Mann,  
der  
fällt**

Roman

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2017

© Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42581-7

**Ein Mann, der fällt**



»*Falling man* ist nicht Ikarus, sondern der Mensch, der auf die Erde verurteilt ist zu fallen und dort zu leben – auf die Erde mit ihren Schrecknissen und Schönheiten – herausgeworfen aus dem Traumschiff, in dem die Engel weiterziehen.«

Max Beckmann zu seinem Bild *Abstürzender*  
aus dem Jahr 1950





Sein altes Fahrrad lehnt noch an der Hauswand. Ich steige die Treppe hinauf. Erst jetzt bemerke ich, dass der Aufzug nicht funktioniert. An der Wohnung immer noch der Aufkleber mit dem Datum der letzten Ungezieferbekämpfung. Daneben eine Benachrichtigung vom Polizeirevier. Herausgebrochenes Türholz. Ich gehe durch den vorderen Flur in das große Durchgangszimmer. Mein gestreifter Overall liegt dort, wo ich ihn vor zwei Tagen ausgezogen hatte. Im hinteren Flur kann ich mich nicht mehr auf den Beinen halten. Lange bleibe ich auf dem Boden sitzen. Dann raffe ich mich wieder auf, sammle vom Notarzt zurückgelassene Spritzen, Schläuche und Plastikverpackungen ein. Von der Wand in der Kammer, vom Türrahmen, von der Tür wische ich den dunkelroten Abdruck seiner Hände weg. Die Hände irren auf der Wand umher, als suchten sie etwas. Einen Halt. Ich schrubbe das ange-trocknete Blut vom Boden, lehne die umgekippte Leiter gegen die Wand, rolle die zwei Teile seines zerschnittenen Ledergürtels zusammen. Seinen am Rücken aufgetrennten Arbeitsanzug kann ich nicht wegwerfen und nicht behalten. Ich kann ihn nicht in die Waschmaschine stecken und wieder zunähen. Am Abend lege ich das Bündel unter einen Baum und bedecke es mit Zweigen.



1 Die Wohnung ist eine verlassene Baustelle. Die Wände aufgeschlitzt, Stromkabel liegen herum. Überall Mörtel. Teppichfliesen, auf die Parkettböden geklebt. Mehrere Schichten Tapete. Leeres Bad mit Betonboden. Ganz hinten die Küche, ohne Herd, ohne Heizung. Wenn der Koch im spanischen Restaurant zwei Stockwerke tiefer seinen Ofen anwirft, zieht der Geruch von Knoblauch und Meeresfrüchten zum offenen Fenster herein. Eines der sechs Zimmer ist rot gestrichen, auch die Decke. Eine Schiebetür mit Jugendstilscheiben – zugenagelt. Die Klinken an den Zwischentüren abmontiert. An anderen Türen aufgebrochene Vorhängeschlösser. Waschbecken in den Zimmern. Ein heruntergekommenes Wohnheim, ein aufgegebener Unterschlupf für Menschen, die eine Schlafstelle gesucht haben und eine Arbeit ohne Papiere. Eine Küchenschabe hat die Ungezieferbekämpfung überlebt. Sie kommt aus dem roten Zimmer, eilt über den Flur, durchquert das Durchgangszimmer, wendet sich nach links zur offenen Balkontür und verschwindet.

Das Haus steht an einer Kreuzung. Ein Eckhaus. Der Verkehr rollt über eine breite Straße an den beiden vorderen, nach Norden gelegenen Räumen vorbei. Die

anderen Zimmer ziehen sich mit Blick nach Osten in die Nebenstraße hinein. Gegenüber eine mächtige Eiche, die alles überragt, auch die Spitzen der beiden jungen Ahornbäume. Eigentlich ist die Wohnung für uns zu groß. Aber sie ist die erste seit drei Jahren, für die vom Vormieter kein Abstand verlangt wurde. Der letzte hatte dreißigtausend Mark für eine in die Mitte eines Durchgangszimmers eingebaute Wendeltreppe aus Eichenholz gefordert. Auf den Stufen standen Zinnkrüge. Die Treppe endete an der Decke, und der oberste Krug berührte die Stuckrosette.

Die Vermieterin, eine alte Griechin, die seit mehr als einem halben Jahrhundert in Berlin lebt, trägt an ihrem angewinkelten linken Arm eine aus der Mode gekommene Handtasche, wie man sie von der englischen Königin kennt. Im Zweiten Weltkrieg hatte sie ein Gelübde getan. Wenn Gott ihr Haus vor den Bomben verschone, würde sie im Parterre eine orthodoxe Kapelle einrichten. Zum Gottesdienst schreitet sie jetzt mit anderen Griechen durch eine schmale Tür am Ende des Eckhauses. Dann hört man Stimmen, Melodien, fremd und demütig. Ab und zu rattert eine S-Bahn durch den Gesang über die nahe Brücke. Ihrem Sohn, schwächling, klein und krank, hat sie die Aufsicht über das Haus aufgebürdet. In der dritten Etage teilt er Bad und Küche mit fünf anderen Mietern. Sonntags geht er im kurzen schwarzen Mantel, auf einen Stock gestützt, zu seiner Mutter zum Essen und nimmt Beanstandungen entgegen, die er den Mietern während der Woche hinterherschreit, wenn er sie auf der Treppe oder auf der Straße zu Gesicht bekommt.

Wir nehmen ein Kofferradio mit in die Wohnung. Weil wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen, zerren wir an den Teppichfliesen. Darunter gerissenes Tafelparkett. Um nicht den Mut zu verlieren, beginnen wir mit den kleinsten Räumen. Ich streiche die Speisekammer, und er verputzt eine Wand in der Kammer zum Hof. Dann reißen wir Tapeten ab. Unter den Tapeten Zeitungen mit Bildern und Namen aus unserer Kindheit. Adenauer, Währungsreform, Einführung der neuen deutschen Mark, Eisenhower, amerikanische Soldaten, Luftbrücke und die Rosinenbomber. Wir haben nur eine Leiter. Ich löse die Tapeten unten ab, er oben. Ich halte die Leiter fest, wenn sie schwankt, eine alte Holzleiter, auf der er rittlings steht. Sie ist so hoch, dass er bis an die Decke kommt. Wenn er sie zwischen die Schenkel nimmt, kann er sie mit kleinen Sprüngen hin- und herbewegen. Wir sitzen nebeneinander an eine rohe Wand gelehnt und stellen uns frisch gestrichene weiße Räume vor. Das jetzt noch rote Zimmer soll sein Arbeitszimmer werden. Der halbrunde Raum an der Ecke könnte meine Nähwerkstatt sein. Er ist so groß, dass ich die Stoffe, die ich verarbeite, auf dem Boden ausbreiten kann. Dann würde sich ein kleineres Gästezimmer anschließen. Im riesigen Durchgangszimmer könnte ein langer Esstisch stehen. Danach käme mein Arbeitszimmer. Im anschließenden Raum würden wir schlafen. Wir ziehen unsere staubigen Overalls aus und lieben uns in leeren Zimmerfluchten.

2 Am Morgen des 27. Juli 1986 bringt er mich zum Flughafen und stellt das Auto vor seiner Haustür ab. Er geht nach oben in sein Zimmer und wechselt die Kleider. Er zieht den verwaschenen Arbeitsanzug an, darüber den schmalen Ledergürtel, den er nachts, wenn er zu mir ins Bett kommt, zu einer Schnecke zusammenrollt. Dann steigt er aufs Fahrrad und lässt sich durch das sonntägliche Schweigen in der Lietzenburger Straße treiben. Später erinnert er sich an den warmen Wind. Es sei so ruhig in der Stadt gewesen, sagt er, als ob die Zeit stillgestanden hätte. Während er wie immer, zwei Stufen auf einmal, die Treppe in die neue Wohnung hinaufspringt, warte ich in der Abfertigungshalle auf meinen Flug. Die Maschine hat Verspätung. Technische Probleme. Wie immer bin ich unruhig, suche nach Gründen umzukehren. Aber ich tue es nicht und bewege mich in der Schlange vorwärts, wie alle anderen, zu meinem Sitz.

Am frühen Abend ist er mit einem Fliesenleger verabredet, der nicht kommt, weil er Wittgenstein liest. Über dem ersten Satz des *Tractatus logico-philosophicus*, »Die Welt ist alles, was der Fall ist«, habe er, so wird der Fliesenleger sagen, die Zeit vergessen. Er kann nicht ah-

nen, dass sein Nicht-Erscheinen dem Wort »Fall« seine ursprüngliche Bedeutung zurückgeben wird. Fall, Sturz, Absturz.

Während er auf den Fliesenleger wartet, verputzt er Leitungsschlitzte. Wenn ihm der Rücken wehtut, legt er sich auf den Boden, macht das Kofferradio an und hört Musik. Dann trägt er die Leiter in die kleine Kammer mit dem Fenster zum Hof. Er stellt einen Eimer mit Mörtel und einen zweiten Eimer mit Wasser auf den obersten Tritt. Er will eine abgerundete Ecke an der Decke ausbessern und arbeitet, die Hände über dem Kopf, mit zwei Kellen. Eine, um den Mörtel aufzutragen, eine andere, um ihn glattzustrichen. Er steht ganz oben auf der Leiter. Es ist etwas in diesem kleinsten Raum der großen Wohnung, das er durch besondere Sorgfalt vertreiben will. Später wird er es das Unheimliche nennen oder die bösen Geister. Den ganzen Tag hat er nichts gegessen und wenig getrunken. Er will fertig werden, um Zeit für seine Tochter zu haben, die für ein paar Tage nach Berlin kommen wird.

Er arbeitet lange an der kleinen Ecke. In die Kammer zum Hof wollen wir ausweichen, wenn die Sonne während der größten Hitze im August schon morgens über die Kronen der Ahornbäume hinweg auf die nach Osten gelegenen Fenster des Schlafzimmers prallt. Nicht das Große fordert ihn heraus, sondern das Kleine. Eine winzige Ecke, die niemandem auffällt, deren Verlauf aber seine handwerklichen Fähigkeiten und sein ästhetisches Empfinden auf die Probe stellt. Er versucht, den Mörtel an der Stelle so zu glätten und auszustrichen, dass die Wand in



einer feingezogenen Linie in die Decke übergeht. Hin und wieder, wenn er sich zur Tür dreht, geraten zwei oder drei von den Vormietern hinterlassene Aufkleber mit grünen Totenköpfen und den Wörtern »The End« in sein Blickfeld, die er längst hatte entfernen wollen.

Es geschieht am frühen Abend, in der Stunde zwischen sechs und sieben. Es ist längst geschehen, als ich von Frankfurt aus vergeblich seine Telefonnummer wähle und mir dann einen alten Film im Fernsehen anschau. Ich sehe, wie sich Gérard Philipe, zerrissen zwischen drei Geliebten, aus dem Fenster stürzt. Am Ende schieben ihn die drei Frauen einträchtig im Rollstuhl und zupfen eine Decke über seinen Knien zurecht.

Der Anruf kommt am frühen Morgen. Es sei ihm vorgekommen, sagt der Arzt später, als hätte ich schon gewusst, was er mir habe mitteilen müssen. Ich sitze wieder im Flugzeug. Bilder der letzten Wochen, der letzten drei Jahre, in denen wir miteinander gegangen sind, überstürzen sich. Sie gehören bereits einem nicht mehr erreichbaren Leben an. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich ihn laufen. Er läuft mit fliegender Jacke, weitausholenden Schritten, die Hände in den Hosentaschen. Er läuft mir entgegen. Später versuche ich den Gedanken niederzuhalten, wie es in der Mitte unseres Lebens weitergegangen wäre, wenn ich meiner Angst vor dem Fliegen nachgegeben hätte oder wenn der Fliesenleger gekommen wäre.

**3** Er liegt unter einem Laken, schweißbedeckt. Die Hitze steht im Krankenzimmer. Schnittwunden an der Stirn und an den Lippen. Sein ausgestreckter Leib scheint unversehrt. Meine Hände gleiten über seinen Bauch, seine Beine, seine Füße. Sein Körper ist stumm. Er spürt ihn nur bis zur Brust. Dann nicht mehr. Nur seine Arme können mich umfassen, ziehen mich an seine Seite. Ich streife meine Sandalen und mein schwarzes Samtkleid ab und lege mich zu ihm.

Er sei gefallen, sagt er, wie der Abstürzende in dem Bild von Max Beckmann. Kopfüber. In den Sekunden davor habe er sich mit dem Blick und den Händen nach oben auf der vorletzten Stufe der Leiter nach links gedreht. Als die Leiter unter seinen Füßen ins Kippen geriet, sei er zunächst überrascht gewesen, als ob ihn jemand umgestoßen hätte. Beim Sturz dicht an der Wand entlang der Schrecken, das Entsetzen. In den Händen das Maurerwerkzeug. Dann der Aufprall, ein Dröhnen, ein Krachen, das auch aus seinem Körper kam. Die Kellen zerschneiden ihm das Gesicht, die Lippen. Danach die Stille in seinem Inneren und der Gedanke, dass er sterben wird. Bewusstlosigkeit, die er wie ein Eintauchen ins

Wasser empfindet. Dann taucht er wieder auf. Benommenheit. Er liegt in einer Blutlache, im Wasser, in nassem Mörtel. Der Versuch aufzustehen. Aber es geht nicht. Er spürt seine Beine nicht mehr. Er fasst mit den Händen an die Hüften, aber er spürt die Hüften nicht. Das Gefühl, an einen tauben Fischleib gefesselt zu sein. Sein Oberkörper, sagt er, wippte auf und ab wie ein kraftloses Pferdchen vor einem schwer beladenen Wagen.

Er weiß nicht mehr, wie lange er bewusstlos war, Minuten oder Bruchteile von Sekunden. Er weiß nur, dass er, als er wieder zu sich kam, den Entschluss fasste, um Hilfe zu rufen. Es sei nicht von selbst gekommen, kein Reflex. Um Hilfe zu rufen, sagt er, war etwas, was er noch nie zuvor getan hatte. Aus allen Situationen hatte er sich bislang alleine befreien können. Diesmal war es unmöglich. Diese Erkenntnis aber, sagt er, habe keine Panik ausgelöst. Sie sei das Ergebnis einer blitzschnellen Bilanz gewesen. Die Entscheidung wegzukommen, zu leben.

Der erste Hilferuf wie der halb erstickte Schrei eines Neugeborenen. Ganz schwach, dann immer entschiedener. Er hörte sich selbst rufen und war erstaunt über das Wort »Hilfe«. Er begriff, wie allein er war. Aber es war das Wort »Hilfe«, sagt er, das ihn erlöste aus dem Alleinsein. Er versucht, sich vorwärtszuziehen über den Holzfußboden voller winziger Nägel, mit denen die Teppichfliesen befestigt waren. Er bleibt hängen. Die Nägel reißen ihm die Haut an den Händen auf. Mit der Kraft seiner Finger zieht er sich über die Türschwelle. Wenn er nicht mehr weiterkann, ruft er wieder um Hilfe. Das Fenster in der Kammer steht offen. Er darf sich nicht zu weit entfernen.

Irgendwann antwortet ihm ein Mann aus dem Hinterhof, und er beschreibt ihm, wo er ist: Vorderhaus, zweite Etage rechts. Bei den Schlägen gegen die Eingangstür hatte er es aus der Kammer geschafft. Dann splittert Holz. Er liegt auf dem Bauch und sieht die schwarzen Stiefel der Feuerwehrleute auf sich zukommen.

Sein erster Gedanke ist »Querschnittslähmung«. Er fühlt sich wie ein zersprungenes Gefäß. Und doch hat er die Vorstellung, sagt er, dass die Scherben aus einem vorausgegangenen Ganzen wiederzufinden sind und zusammengefügt werden können. Jetzt aber, im Augenblick der Rettung, packt ihn die Angst, dass der letzte Rest von Ordnung in seinem Körper für immer verloren gehen könnte. Vorsichtig schneidet der Arzt seinen schmalen Ledergürtel und den Arbeitsanzug am Rücken auf. Er wird auf eine Vakuumtrage gelegt, emporgehoben und aus der Wohnung getragen. Alles dreht sich um ihn herum. Sein zerschnittenes Gesicht ist mit einem Tuch bedeckt. Im Treppenhaus öffnen sich die Türen. Er ist tot, denken die Nachbarn.

Die Schnitte im Gesicht werden genäht und abschwellende Mittel gespritzt. Das Zwerchfell ein stählernes Gewölbe. Die Rippen von Eisenspangen umschlossen. Blasen-katheter durch die Bauchdecke. Beine wie auf dem Streckbett. Nur an schäumendes Wasser kann er denken, an Regen, an Fließen. Dann Röntgen, Schädel, Thorax, die gesamte Wirbelsäule. Es ist schon dunkel, als er noch einmal über das Klinikgelände geschoben wird. Zwischen Schwindel und Ohnmacht hält er sich an der schnarrend tonlosen Stimme des Pflegers fest und spürt den Nacht-